Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 7

Artikel: Zur Verständigung

Autor: Förster, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dahin aber lebt wohl, Ihr Lieben — noch wollen wir hoffen, hoffen auf ein Wiedersehn . . . ."

Es klopfte an seinem Studierzimmer, und auf seinen Ruf trat der Präsident des deutschen Kirchenvorstandes über die Schwelle. Warum nur plötzlich sein Herz mit Schlagen aussetzte? War es wohl der mitleidige Blick, den er aufgefangen zu haben wähnte? — Wie oft schon hatte er in letzter Zeit den würdigen alten Herrn bei sich empfangen, dem das schwere Amt zu Teil geworden, die Angehörigen der deutschen Gemeinde zu benachrichtigen, wenn einer ihrer Lieben auf dem Felde der Ehre gefallen war und der dazu schon so oft seinen — des Pfarrers — Rat eingeholt. Was focht ihn nur heute an, daß er darob erschrak? — „Herr Präsident, was verschafft mir die Ehre? Gilt es wieder eine der traurigen Nachrichten zu übermitteln, und wollen Sie meinen Rat, wie dies am schonendsten möglich sei?" —

„Ja, Herr Pfarrer, Sie vermuten richtig, allerdings gilt es, einen herben Verlust anzukünden und Sie dürfen mir glauben, wahrlich so sauer wie heute, ist mir mein trauriges Amt noch nie geworden."

Wie seltsam — beängstigend-mitleidig hatte der alte Herr ihn dabei angeblickt. Plötzlich fand er die Sprache wieder: „Herr Präsident, ich bin ein Mann — ich kann es ertragen — was ist's mit — meinem Sohn?"

„Hier meine Hand, Herr Pfarrer, ich sehe, Sie haben verstanden! Ja, es gibt schwere Schicksale auf Erden — der Schützengraben, worin Ihr Sohn sich befand, ist vom Feind in die Luft gesprengt worden, niemand kann sagen, lebt Ihr Sohn noch, als russischer Gefangener, oder ist er tot! Seien Sie stark, Herr Pfarrer — bei diesem furchtbaren Schlag würden Trostgründe nur als Phrase erscheinen — nur vergessen Sie eines nicht, noch bleibt Ihnen ein schwacher Hoffnungsfunken — man weiß ja nicht."

„O, über diese Hoffnung, Herr Präsident!" Bitter quoll es aus des Pfarrers Munde, „fast möchte ich wünschen, die Qual der Ungewißheit wäre gänzlich ausgeschaltet, denn etwas anderes ist es doch nicht! Meine arme, arme Gertrud, wie wird sie's tragen! O, unser Einziger!" Nun tropfte doch eine Träne dem starken Mann in den Bart. Teilnehmend streckte der alte Herr ihm beide Hände entgegen: „Ihnen die nötige Kraft wünschen, für das ungeheure Leid zu tragen, ist leider alles, was ich vermag, lieber Herr Pfarrer — ich möchte nicht zugegen sein, wenn Sie es der armen Mutter mitteilen, dabei ist jeder Dritte mehr als überflüssig — ich gehe, und seien Sie beide meiner innigsten Teilnahme versichert." —

Nun war er fort! — Den Kopf in beide Hände gepreßt, saß der Pfarrer noch lange hinter seinem Schreibtisch, als befürchte er das Auseinanderbersten seiner Schläfen, ein Bild furchtbarster Seelenqual. War es denn möglich? Sein Junge, sein Einziger — niemehr würde die geliebte Gestalt über die Schwelle treten, niemehr würde er es hören, sein frisches, fröhliches: „Hier bin ich wieder, Papa, wie geht's?" War es denn überhaupt denkbar! O, er war fürchterlich unerbittlich, dieser Krieg. — Und noch war das Schlimmste nicht überstanden, sein Weib, die geliebte Mutter seines Sohnes — würde sie nicht zusammenbrechen unter dem wuchtigen Schlag?! Aber er hatte nicht mit der Seelengröße gerechnet, die ein liebendes Weib besitzt, wenn es gilt, dem geliebten Mann Stütze zu sein. Sie trat nur ins Zimmer, dann wußte sie — ahnte sie alles! „O, sage mir nichts, Arthur — ich weiß — unser Kind, unser geliebter Sohn, er ist nicht mehr. Anderes vermöchte nicht, Dich zu solcher Verzweiflung zu bringen." Damit sank sie in seine Arme und weinte sich aus, an ihres Gatten treuem Herzen.

Doch mitten aus ihren Tränen fuhr sie geschäftig empor: „vergib, o vergib, Arthur, daß ich nur an mich denke — wer wird Dich nun vertreten heute Abend in der Gemeinde? Denn das kann niemand von Dir verlangen, kein Kaiser und kein Vaterland, daß Du am heutigen Tage eine Dankespredigt halten sollst, das ginge über Menschenkraft."

„Und dennoch, meine Gertrud, ich werde sie halten! Möchtest Du, daß ich so klein dastände, nun der Krieg mich selbst trifft — daß ich unfähig wäre, das selbst zu halten, was ich meiner Gemeinde predige in schwerem Leid? Möchtest Du wirklich, daß ich versage, nun es gilt, selbst auch Opfer zu bringen für das Vaterland?" —

„Nein, Arthur, das nicht, aber das Schwere, was uns betroffen hat, ist so riesengroß, da könnte man verstehen, wenn . . . ." Er hob sanft ihren Kopf empor, „sieh mich an, Gertrud, glaubst Du, die zwei Millionen Menschen und wer weiß, vielleicht sind es noch mehr, die bis jetzt in allen Ländern zusammen gefallen sind während dieses furchtbaren Krieges — glaubst Du, sie wurden nicht auch geliebt? — Inniger wohl nicht, aber viele vielleicht genau so innig wie unser Kind — stelle Dir dieses Riesenweh richtig vor, erscheint da unser Schmerz nicht winzig klein, damit verglichen? Und sind wir als Eltern nicht trotz allem noch glücklich zu preisen, haben wir je etwas anderes als Freude erlebt, an unserm Jungen?" — er stockte, die Stimme versagte ihm. —

Und er hat sie dennoch gehalten, jene Dankespredigt, der deutsche Pfarrer von G . . . . , nur als sie vorüber war, trug man ihn ohnmächtig nach Hause.

Zur Verständigung.*

Während die Wissenschaft und die Technik und der zu Lande, zu Wasser und in den Lüften gesteigerte Verkehr uns offensichtlich zur faktischen Anerkennung internationaler Gemeinschaft und damit zu einer allgemeinen Weltkultur drängen, hat noch nie ein Krieg die kulturelle Gemeinschaftlichkeit des Zusammenarbeitens so intensiv unterbrochen, wie der gegenwärtige. Gerade weil schon so viele Gemeinschafts-Beziehungen und Gemeinschafts-Einrichtungen bestehen, wird diese Untrebrechung so schmerzlich und mit jedem Tage schmerzlicher empfunden.

Alle diejenigen, denen jene gemeinsame Weltkultur auch nur im geringsten am Herzen liegt, sind jetzt verpflichtet, mit aller Kraft und vollstem Ernst dahin zu wirken, daß diese Kultur aus der gegenwärtigen Not nicht nachhaltig gebrochen, sondern aus den unsagbar ergreifenden Erfahrungen dieser Zeit eher gesicherter und gestärkter hervorgehe. In den bisherigen Kundgebungen gelehrter oder künstlerischer Körperschaften Deutschlands oder einzelner namhafter deutscher Intellektuellen ist aber das Gefühl dieser Pflicht noch nicht deutlich zum Ausdruck gekommen. In durchaus erklärlicher Weise haben diese Kundgebungen zunächst überwiegend die einmütige Begeisterung für die Verteidigung und Sicherung des Vaterlandes, sowie das dankerfüllte Vertrauen zu der Organisationskraft und dem Heroismus dieser Verteidigung zum Ausdruck gebracht, zugleich mit der Zurückweisung der gegnerischen Wahrheits-Entstellungen.

Es ist nun aber an der Zeit, daß die Deutschen, denen jedenfalls eine wesentliche Mitwirkung an der Erneuerung

* Wir entnehmen diesen Aufsatz des bekannten Ethikers Prof. Dr. Wilhelm Förster, Berlin (Verfasser der „Jugendlehre", gew. Professor in Zürich) der Wochenschrift „Die Menschheit" (franz. Teil: « La Voix de l'Humanité »), die in Genf von einer Anzahl Friedensfreunde herausgegeben wird und die sich zur Aufgabe macht, durch gegenseitige Aussprache die geistigen Grundlagen eines künftigen dauernden europäischen Friedens zu schaffen. Der Zweck ist ein edler und verdient die Unterstützung aller Menschenfreunde.

Die Maschinenhalle der Schweiz. Landesausstellung in Bern wurde s. Z. durch die Berner Alpenbahngesellschaft angekauft und sollte nach Interlaken verbracht werden als Reparaturwerkstätte. Durch die Zeitumstände veranlaßt, hat die Gesellschaft von dem Projekt abgesehen. Nun soll die in Zurzach (Aargau) gegründete Gesellschaft zur Fabrikation von Soda die Maschinenhalle angekauft haben. Gegenwärtig werden in derselben Strohvorräte für unsere Armee aufgespeichert.

und Sicherung jener schon begonnenen Weltkultur zufallen wird, hierzu auch gegenüber den neutralen Staaten Stellung nehmen.

Offenbar bedarf nicht bloß Europa, sondern das ganze Erdenleben einer umfassenderen und höheren politisch-sozialen Organisation und einer höheren Gemeinsamkeit der Verwaltung und Verwertung der Kräfte und Einrichtungen, die nicht länger zu gewalttätigen Zerstörungszwecken gemißbraucht werden dürfen.

Diese höhere produktive Organisation wird dann aber auch die vollste Prosperität denjenigen Kräften und Einrichtungen zu sichern vermögen, welche sich in der kämpfenden Handhabung der Zerstörungsleistungen der Wissenschaft und Technik so wohl bewährt haben, für deren Bestätigungen sich aber in den großen Aufgaben der zum Wohl der Menschheit zu führenden gemeinsamen Verwaltung der Erde, in den Ozeanen und in den Lüften, noch ganz andere Horizonte von wissenschaftlichen und herrisch aufopferungsvollen Großstaaten eröffnen.

Um diese höhere Organisation zu verwirklichen, erscheint es vorerst noch notwendig, daß sich in den verschiedenen Staaten, wie es in England unter Führung von drei beim Kriegsausbruch aus dem Ministerium ausgetretenen Männern bereits in gewissem Ausmaß geschehen ist, möglichst viele derjenigen zusammentun, die ein Herz haben für die Weltkultur, wenn auch zunächst nur für deren erste Stufe, die europäische Kultur — und daß dann im Haag ein gemeinsamer „Oberster Rat" sich zusammenfindet, der in freiem Zusammenwirken eine Art von Kultur-Union begründe, welche gewissermaßen als eine vorbereitende Kultur-Akademie die in Frage stehenden großen Entwickelungen vor die Regierungen und die Parlamente bringen und für die Verwirklichung dieser Vorschläge in den einzelnen Staaten eintreten könnte.

Schon solche freie Anfänge würden sicherlich die Beendigung des Krieges erleichtern und die Zukunft erhellen helfen.

Die von den englischen Intellektuellen bereits hervorgehobenen Voraussetzungen für die neuen Friedensbestimmungen scheinen, allerdings nach den bisherigen, noch nicht völlig verbürgten Mitteilungen, noch recht sehr der tieferen Erwägung zu entbehren. Zustimmung der Bevölkerungen zu Gebietsabtretungen, Verminderung aller Rüstungen, Staatsmonopol für die Herstellung von Kriegsmaterialien, Verbot der Ausfuhr von Waffen, das Alles wird für eine höhere Weltkultur völlig unzutreffend sein. Es kann doch z. B. nicht jede Bevölkerungsgruppe oder -Enklave in einem größeren Lande die volle Autonomie beanspruchen, zumal da in Zukunft eine umfassendere Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Einrichtungen, mit Wegfall auch der Zölle und dergleichen, einen wesentlichen Punkt der Weltkultur bilden wird. Alle jene Fragen, die Rüstungsverminderung, die Waffenausfuhr-Verbote usw. müssen und werden sehr bald völlig veraltet sein; denn ohne die Einordnung auch der größeren Staaten-Gruppen in Bundes-Organisationen mit völligem Verschwinden der gegenseitigen Bewachung und Befeindung ist eine vernünftige Ordnung des Erdenlebens überhaupt gar nicht mehr denkbar, da sonst die Zerstörungstechnik aus den Wassertiefen und aus den Wolkenhöhen diesen Planeten zu einer Stätte unablässiger angstvoller Nöte machen würde.

Fangen wir recht bald an mit einer freien Versammlung im Haag, wenn auch zunächst bloß einzelne freie Leute aus allen Ländern dort zusammenkommen.

Holland möge uns zusammenrufen.